

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

137 (17.6.1931) Die Welt der Frau

Die Welt der Frau

Das kranke Kleinkind

Ich will lieber selbst eine Blinddarmerkrankung durchmachen, als daß mein Junge einen Schnupfen kriegt", erklärte mir kürzlich verzweifelt eine Mutter, als ihr Dreijähriger sich absolut nicht das Näschen putzen lassen wollte. Als ich nun gar noch empfahl, das Kind gurgeln zu lassen, um einem Ueberstreifen der Entzündung auf den Hals vorzubeugen, geriet sie erst recht in Aufregung: "Soll ich gurgeln? Der nimmt ja gar kein Salzwasser in den Mund, geschweize denn aurgelt er."

Was ähnlich heftig in den meisten Kinderstuben aus, wenn Krankheit einzieht. Seltene Verzweiflung, daß den unverständlichen Kleinen nicht beizukommen ist mit dem ihm ja so geliebten Näschen, das die Kinder in ihrem liebsten Behälter wie umgewandelt sind, der Mutter keinen Augenblick Ruhe lassen, und daß überhaupt das ganze Haus von dem kleinen Patienten in Mitleidenschaft gezogen wird.

So braucht es aber durchaus nicht zu sein. Krankheit, Kratzen, Meckern, Gurgeln und Umhänge sind meistens dem Kind etwas so durchaus Fremdes, daß wir zunächst alles daran setzen müssen, diese fremden Dinge seiner Welt näher zu bringen. Das Kind will spielen, und es nimmt auch Schnupfen und Halsweh, Gurgeln und Einnehmen geduldig hin, wenn wir Mütter es verstehen, das Kind spielend daran zu gewöhnen.

Das Näschenputzen, dem sich mein Töchterchen bis dahin mit allen Anzeichen des Widerwillens stets entzogen hatte, kampe von dem Augenblick an großartig, als ich ihm an mir selbst das Trompeten durch die Nase lachend vor machte. Mit will das Kind aber mitten im Spiel nicht gleich sein Aufmaßchen erhalten, nur gar ein Schnupfenanfall, wo das alle Augenblicke geschehen muß. Dann braucht es nur eine kurze Zeit recht aufmerksamen und unter den kleinen Näschen zu gucken und mit Besichtigung auszurufen: "Da ist was drin!" Gleich hält es still und wartet mit Spannung, bis das "was" im Lächelndem ist. Gurgeln ist erst vom dritten Jahre an erlaubt, weil eine ziemlich komplizierte Technik der Halsmuskeln dazu gehört, die man vom ganz kleinen Kinde noch kaum erwarten kann. Beim Gurgeln liegt alles am verängstigten Beispiel. Und zwar wartet man damit am besten nicht, bis Not am Mann ist und das Kind durch Müdigkeit oder Schmerzen einer heraufstehenden Krankheit bereits um die beste Stunde gebracht wurde, sondern spielt man "Gurgeln" etwa mit Himbeerjelly oder reinem Wasser. Wenn in gesunden Tagen eine neue spielerische Beschäftigung ausgedacht werden soll. Vom vierten Jahre an kann man bei Halsweh auch schon eine kleine Geschichte anbringen, die den Zweck des Gurgelns andeutet und dieses noch interessanter macht. Man erzählt etwa, daß da im Halse wohnen kleine Tierschen (Basilillen), die in den Hals hineinkriechen mit ihren vielen, vielen kleinen Klauen. Davon läßt der Hals sehr weh. Aber Salzwasser (oder warmes Wasser) wuschen (oder waschen) sie gar nicht leiden können, wenn sie los werden und würden hinausgeschwemmt. So öfter du gurgelst, um so mehr Tierschen lassen los und müssen hinaus. Müdest du nicht gurgeln, so bekümmern die Tierschen noch ganz viele Junge, und die alle täten deinem Halse sehr weh. Auf diesem Wege lassen sich schon kleinen Kindern die Gefahren der Ansiedlung nahe bringen, denn daß man nun den Geschwistern nicht zu nahe kommen und niemanden anrühren darf, daß man ein Lächelndem, mit dem nach dem Gurgeln das Mündchen abgewischt wurde, oder in das man die Nase drückt, nicht einfach herumliegen lassen oder dem Schnupfenstiefchen zum Spielen geben darf, ist doch klar. Sonst würden die wüchsigen Tiere ja möglicherweise auch in den Hals der anderen Kinder gelangen und sie ebenfalls krank machen. Lieber schließt man dann noch einen Löffel von der Medizin her, die die Tierschen fast noch mehr ärgert als das Gurgeln. Wenn man den Löffel ganz hinten auf die Zunge steckt, schmeckt man auch kaum, daß die Zunge bitter ist. Oder man legt noch eine Weile still mit dem feuchten Umschlag, bis der Hals ganz warm ist und alle bösen Tierschen drinnen müde werden und einschlafen. Dann schnell hinterher noch einmal tüchtig ausgurgeln, daß recht viele von den schlaftrunkenen Tierschen loslassen, und dann darf man selbst nach so fleißiger Arbeit schon einschlafen.

Bei alledem bleibt die Raune in der Krankenstube meistens leidlich gut. Es muß schon ganz schlimm kommen, wenn solche Mittel versagen. Kommt es wirklich schlimm, dann wird das kranke Kind meist so apathisch, daß es alles über sich ergehen läßt. Die kleinen in der Erhaltungstrankheiten sind die lästigsten für die Mutter, weil das Kind nicht wohl genug ist, um neue Widerstände von selbst zu überwinden, aber auch nicht krank genug, um alles widerstandslos hinzunehmen. Wo jedoch nicht tatsächlich heftigere Schmerzen vorliegen, hat es die Mutter stets in der Hand, auch solche Zeiten für sich und ihr Kind dadurch erträglich zu gestalten, daß sie das Kind spielend dahin führt, wobei sie es sehen will. Sie erleichtert auf diese Art nicht nur sich und den kleinen, sondern auch die Krankenstube im Kinderszimmer, sondern arbeitet auch dem Arzte vor, der falls es noch nötig wäre, mit einem vornehmbedenklichen kleinen Patienten leicht fertig werden dürfte.

Anni Weber.

Eingesperrt

Wenn ein kleines Kind, sorglos spielend, durch seine Unbedachtlichkeit in eine mißliche Lage gerät, aus der es sich entweder nur durch einen bedeutenden Aufwand an eigener Geschicklichkeit und körperlicher und geistiger Anstrengung oder durch einen Eingriff der Erwachsenen befreien kann, welcher Weg ist da dem Kinde zu wählen, fördernder? Welcher wird das Kind am ehesten bevorzugen, sich in Zukunft in eine ähnliche Lage zu bringen? Und soll man es lediglich bei der Warnung bewenden lassen, die sich von selbst aus der unliebsamen Erfahrung ergibt, oder ist eine Strafmäßigkeit oder gar Züchtigung das wirksamere Mittel zur Verhütung des Bewußtseins, zur Abgrenzung vor einer Wiederholung? Zwei kleine wirkliche Vorfälle mögen auf diese Fragen Antwort geben.

"Mutter, ich kann nicht heraus!" ruft der dreieinhalbjährige Heinz aus dem Badezimmer zu ebener Erde in der Sommerwohnung. "Wieso denn nicht? Sofort machst du den Kiesel auf!"

"Ich kann nicht!"

"Du unartiger Junge, zuriegeln konntest du? Also ziehale auch selber auf!"

"Ich kann aber doch nicht." Verhaltene Weinen sittet in seiner Stimme.

"Dann müßt du eben drin bleiben."

"Ich will aber nicht drin bleiben." Nun weint er förmlich. "So mach auf! Schließ den Kiesel nach links, hörst du?"

"Wo ist denn links?"

"Zum Ofen hin. Nun? Hinst, was machst du denn da? Ich höre ja nichts?"

"Es geht nicht. Sonst bleibst du eben drin."

"Schließ die Angst daß den Kleinen: Wenn er nun nie wieder heraus kann? Und er schreit aus Leibesträften."

"Mutter, du wähl aufhören zu schreien! Wenn du herauskommst, ist es noch Schläge."

In höchster Erregung stampft Heinz mit den Füßen: "Ich will heraus, Mutter, ich will heraus."

Raus heißt die Mutter vor der verschlossenen Tür. Der ganze Aufwand an Energie ist umsonst gewesen: der Kleine wird den Kiesel nicht öffnen können.

Die Zimmerkammerin kommt vom Einholen. Am Himmelstisch, das Kind schreit sich ja krank da drin. Ach, Sie dürfen

Regie der Erziehung

Die beste Erziehung kommt mit der geringsten Menge spezieller Erziehungsmaßnahmen aus. Für den Erzieher, namentlich für die Eltern, ist es immer in gewissem Maße gefährlich, persönlich in das Leben des Kindes einzugreifen. Dies gilt besonders für Strafmaßnahmen, weniger für Belohnungen. Das Kind ist in seiner gefühlvollen und verständnisvollen Unselbständigkeit auf seine Eltern und andere Pflegepersonen angewiesen. An ihrem Beispiel bildet es sich zum Erwachsenen; auf ihre Liebe muß es sich verlassen können. Namentlich das kleine Kind kann in seinem Vertrauen zum Erwachsenen gar unüberlegte, meist in einer Gefühlsaufwallung vollzogene Strafen gründlich erschüttert werden. Damit ist dann, oft durch eine ihm unbewußte "Kleinigkeit", die wichtigste Grundlage einer erfolgreichen Erziehung, eben das wichtigste Vertrauensverhältnis, dahin. Meinen, Trösten und häßliche Anarten sind die häufigsten Folgen. Die kleinen "Anarten" erscheinen als solche ja mehr in den Augen des Erwachsenen, als daß sie sich vom pädagogisch-psychologischen oder sozialen Standpunkt aus als irgendwie gefährlich erweisen. Wo die Anarten wirklich sozial unerwünschte Erscheinungen darstellen, ist jedenfalls die Strafe (ganz gleich, ob als Körperstrafe oder beliebige andere Strafe) nicht das richtige Mittel zu ihrer Bekämpfung: Das Kind wird entmutigt; es entstehen Schuldgefühle und daraus ein unbewußtes Strafbedürfnis, das häufig erst recht zu immer neuen Mißtaten führt. Sehe sinnlos strenge Erziehung wird schließlich unweigerlich ihre Spuren in den Charakter des Besseren einprägen.

Das wirklich zweckmäßigste Verfahren einer guten Erziehung ist ein altes Rezept. Schon Schopenhauer kannte es und sprach es aus: "Man lasse die Kinder Erfahrungen machen, damit sie lernen, ihren Willen selbst zu beschränken." — Man lasse ihren Willen stets durch Gründe. Aber die kürzeste Formel stammt wohl von Kiesel und heißt: "Die Dinge müssen selbst sprechen." Man nennt das heute gern "sachliche" oder auch recht philosophisch "sachliche" Erziehung. Namentlich die Individualpsychologie braucht diesen Ausdruck häufig. Und wenn ein Kind bereits gemerkt, es solle nicht so häufig laufen, die Erfahrung macht, daß man davon leicht hinfällt? Was braucht es da noch vieler Worte oder gar Strafen wegen des Ungehorsams? Das Einfallen tut weh, und das ist ja schon eine Strafe. Nur hat diese Strafe den großen Vorteil, von den Dingen und nicht vom Menschen auszugehen.

Früher ist man auch gern in den Fehler verfallen, nicht nur die Strafe zu vermerken, sondern einer ungebremsten Liebe in der Erziehung das Wort zu predigen. Das Richtige liegt jedoch in der Mitte: Nicht strenge oder milde Erziehung, nicht Hitze oder Kälte (auch nicht etwa nun jedes abwechselnd) sind die rechte Temperatur, in der junge Menschenpflanzen am besten gedeihen. Sondern: "Die Liebe, welche dem Kinde frommt, muß als ihm die ihm nicht noch schaden. Er ist schon bestraft genug. Lassen sie mich mal versuchen! — Büchsen, weine nicht; wir lassen dich ja nicht drin. Sei doch nicht bang! Versuch doch noch mal, den Kiesel zurückzubringen."

Der Kleine beruhigt sich ein wenig. "Wo ist denn der Kiesel?"

"Unter dem Kissen dort, unter der Kiste!"

"Ich find's aber nicht."

"So such doch, Büchsen, unter der Kiste!"

"Süßi weint und trampelt. Mutter schilt! Die Tür bleibt zu."

"Ob wir die Scheibe einschlagen?" fragt die Nachbarin.

"Das kostet 3 Mark."

"Besser drei Mark verlieren, als das Kind vor Angst krank werden lassen. Es ist ja schon besser vom Schreien."

Nach langem Hin und Her wird die Scheibe eingeschlagen. Da erweist es sich, daß gar kein Kiesel da ist, sondern ein regelrechtes Schloß. In drei Wochen des Sommeraufenthaltes hatte es sich dem Gedächtnis der Erwachsenen nicht eingeprägt. Krampfhaft schlüßend entleitet Heinz seinen Gefühlsdruck. "Du kriegst keinen Kiesel noch weg, daß du keinen Kiesel mehr kriegst", empfindet ihn die Mutter. "Die Scheibe habe ich aber nicht eingeschlagen", ruft Heinz sich zu rechtsergeben.

Am anderen Tage serpilliert er in arduamer Freude die frisch erklärten Anken am Rosenstrauch. In unmerklicher Rache Stimmung — jedes Büchsen einmal. Und bei jedem Büchsen steigt ein nachfolgender Blick nach der Mutter, die auf der Veranda mit der Nachbarin beim Tee ihm den Rücken zuehrt: sie hat es streng verboten.

Nun der andere Fall.

Der kleine Junge zählt noch nicht drei Jahre. Spielend dreht er den Schlüssel zur Schlafzimmertür um. "Mutter, die Tür will nicht aufgehen!"

"Ach, Büchsen, du hast dich wohl eingeschlossen? Dreh doch mal den Schlüssel zur Kommode! Nun, geht es?"

"Es will nicht, Mutter!"

"Was machen wir denn da? Wart' ein klein wenig; ich rufe den Vater."

"Büchsen", sagt der Vater, "hast doch den Schlüssel mit beiden Händen, so recht fest, und dreh ihn zur Kommode, ordentlich mit Kraft, bis es geht!"

"Ja, wohl. Aber es geht nicht."

"So sieh den Schlüssel heraus! Wir versuchen die Schlüssel von den anderen Türen."

Aber kein Schlüssel will passen. "Ich gebe zum Schloß; der soll aufmachen", ruft der Vater. "Steh doch den Schlüssel wieder hinein und verlaß dich unterdessen! Immer wieder!"

Der Vater will eben zur Futur hinaus — da geht die Schlafzimmertür auf. Mit roten Waden kommt Süßi zum Vorschein. "Ihr hättet auch eher aufmachen können", sagt er vorwurfsvoll. Er weiß nicht einmal, daß er selbst den Schlüssel herumgedreht hat. Und er wendet sich seinem Spielzeug zu.

"Der Schlüssel ist nicht so bald wieder ein", sagt die Mutter leise zum Vater. "Das glaub' ich auch nicht", entgegnet der Vater. Wehr wird nicht davon gesprochen.

Welches wird wohl die Schlüsselrolle der beiden Kinder für die Zukunft sein? Vielleicht werden sie sich büten, mit dem Türschloß zu spielen. Vielleicht auch nicht. Die Verschiedenheit der seelischen Folgen dürfte aber ziemlich klar sein. In Heinz ist tiefe Verstimmlung, heilloser Schreck zurück geblieben, der eine Ehe vor jeder außererwöhnlichen Situation bereit halten wird. Das Gefühl vollkommener Hilflosigkeit und Verlassenheit wird jedes Mal in ihm erwachen, wenn das Leben ihn in eine schwierige oder gefährliche Lage bringen sollte. Die feindlichen Gefühle, die die erniedrigenden Drohungen seiner Mutter in ihm erwecken, wird er übertragen auf alle, die ihm überlegen sind, denen er sich nicht gewachsen fühlt. Die übertriebene Reaktion seiner Mutter wird sich in seiner Erinnerung vor die ursprüngliche Ursache der ausgetretenen Schrecken stellen und diese verdrängen.

Das andere Kind dagegen wird unangenehme Situationen gegenüber Ruhe und Ueberlegung behandeln, sich nicht leicht entmutigen lassen, immer neue Anstrengungen machen, um sich aus der Unannehmlichkeit zu befreien. Es wird auch den Glauben an die Anders nicht so leicht verlieren; wenn auch eine Weile dauert, zuguterletzt kommen sie einem doch noch zu Hilfe.

Selma Rosenthal.

sein wie ein lauwarmes Bad, auf dessen immer gleiche Temperatur die Pflanze steht" (Fritz Wittels: "Die Befreiung des Kindes.")

Mit dieser "sachlichen" Erziehung werden wir am ehesten dem gefährlichsten Störenfried im gesamten Gebilde der Erziehungspraxis aus dem Wege geben: uns selbst. Die schwierigste Klippe in der Erziehung besonders der eigenen Kinder ist immer noch die Uebertragung eigener seelischer Konflikte und Spannungen in die Außenwelt und unser Verhalten zu ihr. Es braucht durchaus nicht immer gleich eine unglückliche Ehe zu sein, die diese Spannungen in uns Erwachsenen hervorruft, unter denen dann das Kind zu leiden hat (auch und gerade dann, wenn die Ehe mit Rücksicht auf die Kinder nicht geschieden wird). Sondern wir alle sind unter den Einflüssen unserer eigenen Erziehung mehr oder weniger leidend aus dem Gleichgewicht geromene Menschen geworden. Schon unser größter Sumorist, Wilhelm Busch, der in seinem Innern ein sehr ernster Denker, ein glänzender Beobachter und ein fast schwermütiger Menschenerklärer war, hat das gewußt. Wie hätte er sonst sagen können: "Wir haben alle unseren Sparten. Allein wir saens nicht". Deshalb ist es schon am besten, wenn wir die Erziehung unserer Kinder möglichst wenig den Menschen und möglichst viel den Sachen überlassen.

Das Beste also, was wir als Erzieher tun können, und worin eigentlich das Geheimnis aller genialen und erfolgreichen Pädagogik liegt, ist: Die Kulissen stellen, die Regie führen und das Kind nicht allzu viel der Spielwelt oder dem Zwang der Erwachsenen aussetzen. Kinder brauchen Erwachsene in ihrer Umgebung aber nur als Vorbild und Beispiel, nicht um mit ihnen zu spielen. Das tun sie immer besser unter sich allein. Der Erzieher als Regisseur hat also zwei Aufgaben: Am Anfang muß er nur darauf achten, daß seine gesamte Lebenshaltung das Kind in die Bahnen einer guten Gewöhnung leitet, daß sein "Dasein" und sein "Sosein" dem Kinde jederzeit ein Beispiel sein kann. Später aber, etwa vom 7. Jahre ab, wenn die Intelligenz des heranwachsenden Kindes bereits ziemlich weit entwickelt ist, müssen wir dem Kinde möglichst viel Gelegenheit geben, die sozialen Bedingungen des Daseins und des wahren Charakters des Menschen kennen zu lernen, auf daß es weiß, in was für eine Welt es hinaustritt, und was für Aufgaben seiner dort harren. Die Selbstsucht des Erziehers zu einem guten Beispiel kann sich so mit dem lebendigen Anschauungsunterricht der schlechten Welt in äußerst nützlicher und beifolgender Weise verbinden, indem der Erzieher zugleich das Kind kritisch sehen lehrt, ihm ein Berater und Führer wird, der ihm die Aufgaben zeigt, die es als Sozialist in seiner Generation zu erfüllen haben wird. Dazu ist aber Voraussetzung, daß wir Erwachsenen uns nicht durch überflüssiges Herausstreuen aus unserer Regiearbeit das Vertrauen des Kindes verherben. Besser wir als Erzieher bedürfen.

Ewald Böhm.

Die Kultur der kleinen Dinge

Wer jemals in einem Montessori-Kinderheim im Gaste war, der weiß, mit welcher freudiger Ardacht die Kleinen und Kleinsten täglich den Tisch decken. Sorgfältig legen sie eine weiße oder bunte Decke auf; in die Mitte wird eine Vase mit Blumen gestellt und auf den einzelnen Tischplätzen werden regelmäßig Teller, Tassen und Bestecke angeordnet. Prüfen lassen die Kleinen Tischdeckenfalten noch einen letzten kritischen Blick über ihr Werk gleiten: hier rüsten sie etwas zurecht, dort schieben sie den Löffel ein wenig vor, damit er in gerader Linie liegt. Erst dann, wenn wirklich alles zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen ist, werden die Teller und Arbeitsgefäße zum Essen gerufen. Tadellos saubergeräumte Kindergefäße, aus deren Mienen noch die Erwartung spricht, neuen Blick über die aufgetragenen Speisen. Saubere Kinderhände hantieren sorgsam mit Gabel und Löffel. Ueber der ganzen Kindergruppe, der schönen Anordnung der Dine, liegt eine geruhliche, bessere Stimmung, die sich unwillkürlich aus dem Gaste mittel. In ungeklärter Weise, mit einöckigen Mitteln ist hier von Kindern die Kultur des gedeckten Tisches verwirklicht worden.

Mit vollem Bewußtsein hat Maria Montessori schon das Kleinkind zu dieser Aufgabe erzoogen. Nicht bei allen, aber sicherlich bei vielen dieser Kinder wird eine solche Erziehung nachwirken bis in die Jahre des Erwachsenenalters und wird ihre Früchte tragen im eigenen Haushalt. In einem solchen Kinde ist ein Gefühl dafür gewakt worden, daß die Kultur des täglichen Lebens bei den kleinen Dingen beginnt, bei der Sauberkeit des Fußbodens, und der Möbel, des Tischstubs und Geschirrs, bei der harmonischen Uebertragung der Formen und Farben, bei der Sorglichkeit, mit der Tassen, Teller und Bestecke angeordnet werden. Denn nicht der Luxus, sondern die Selbstheil, nicht der materielle Wert, sondern der Stil ist entscheidend. Es ist gewiß schwer, in einer Zeit größter materieller Not die Kultur der kleinen Dinge nicht zu vernachlässigen. Aber der Sozialismus hat von Anfang an, als das Proletariat noch ungleich schlimmer daran war als heute, als der Arbeiter unfrei, bedrückt und rechtlos, ausgebeutet und ohne Schutz war, das große Kulturproblem in sein Programm aufgenommen. Dem Arbeiter nicht nur politische Freiheit, sondern auch geistliche und geistige Weiterbildung, das Bewußtsein zu geben, das auch er ein Recht habe, an den Kulturwerten teilzunehmen, war schon vor einem halben Jahrhundert das große Ziel unserer Vorkämpfer. Und immer wieder beginnt der Weg zu diesem Ziel bei den kleinen Dingen, die uns täglich umgeben, die an uns formen und unser Wesen mitbestimmen.

Da steht am Fenster einer engen Wohnküche ein einfacher, vier-eckiger Tisch, der mit weisem Wachstuch bedeckt ist. Einfache Bechsen in hübschem Geschütz laden zum Essen ein. Eine unendliche Schlichtheit, aber ebensolche innere Wahrhaftigkeit geht von diesem gedeckten Tisch aus, der so ganz seinen Zweck erfüllt: Er läßt die Bewohner ein, zu rasten und sich zu färten, auszuruben und neue Kraft zu sammeln. Da steht ein dunkelgebeizter Tisch in einer kleinen Wohnstube, die der ganzen Familie als Aufenthaltsort dient. Eine leicht waschbare, bunte Decke liegt auf der Tischplatte, und in schlichtem, weisem Geschütz sind einige Speisen angerichtet. Freilich gibt es auch andere Tische. Sie sind Abladeplätze für alles, was der Eintretende gerade in der Hand hält, und selbstverständlich wird hier auch gegessen. Gebeut kommt die Frau aus der Küche hereinastürmt; vielleicht ist sie selbst erst vor kurzem von der Arbeit nach Hause gekommen, und die Kinder haben es nie gelernt, die kleinen Dinge um sie her zu beachten. In Eile werden Zeitungen, Wollmäuel, Spielzeug, Stoffsachen beiseitegeschoben.

Aber manchmal ist es seltsam — es ist, als ob die vernachlässigten, unscheinbaren kleinen Dinge sich an den Menschen rächen wollten. Denn wie kommen die Kinder plötzlich darauf, unappetitlich und unartig zu essen, und warum steht der Mann mit einer Gedärbe des Stels auf und geht ins Wirtschhaus? Haben die kleinen Dinge ihr Eigenleben und ihre eigene Seele, wie es Kinder und Wärschen erzählen? Vielleicht müssen wir Erwachsenen immer wieder lernen von den Kindern, die in Ruhe und stiller Heiligkeit ihren einfachen Tisch decken, müssen das alte Märchen von "Tischlein deck dich" täglich von neuem verwirklichen, so schwer es auch heute ist. Vielleicht ist diese Kultur der kleinen Dinge das Mittel, die beste innere Erziehung zu dem großen Kampfe des Sozialismus, um menschenwürdige Wohnung und und ausreichende Löhne, um Freiheit und Wohngende, um politischen und kulturellen Aufstiege.

M. E.